



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

seine Landsleute das geistvolle, unter den Sarkasmen den bittersten Ernst bergende Buch aufgenommen haben, für die zehnte Auflage ein neues Kapitel schreiben, wenn er den Herrn Graindorge, den Franzosen, welcher in Gena Philosophie studirt hat, in Amerika durch Erdöl und gesalzenes Schweinefleisch reich geworden ist und den Abend seines Lebens in Paris zubringt, nicht so früh hätte sterben lassen. Eine deutsche Uebersetzung scheint es nicht zu geben, auch würden die Leihbibliotheken kein Geschäft damit gemacht haben. Wer es heute mit unbefangener Aufmerksamkeit liest, der wird wahrscheinlich entdecken, daß es ebenso für uns, wie für unsre westlichen Nachbarn geschrieben sei. Bei dem Verfasser kommen die Deutschen im allgemeinen sehr gut, zum Teil, wie wir leider feststellen müssen, zu gut weg, wenn wir unsre Zustände vor einem Vierteljahrhundert als Maßstab gebrauchen. Seitdem hat wieder einmal der Sieger von dem Besiegten soviel angenommen, daß in erschrecklich vielen Zügen die Ähnlichkeit nicht zu verkennen ist. Es würde sehr weit führen, wenn wir das in allen Einzelheiten erhärten wollten; wer überhaupt zu lesen versteht und nicht an Selbstverblendung leidet, wird, wie gesagt, ohnehin jene Bemerkung machen. Nur eine Stelle mag hier als Probe hergesetzt werden.

Im Jardin des Plantes pflegen die Mägde, die Soldaten, die kleinen Rentner aus der Rue Copeau sich vor dem großen Affenkäfige zu versammeln. Diese Tiere sind böshaft geworden, und, was schlimmer ist, krank; durch die Gefangenschaft und das unnatürliche Leben haben sie schäbiges Fell bekommen, hie und da sieht man zwischen dem braunen oder grauen Pelze rötliche Haut. Ihre Gesichtsverzerrungen bieten einen erbärmlichen Anblick; sie machen unnatürliche Bewegungen, schreien und keifen, raufen sich um einen Apfel oder ein Gebäck, klettern an den Pfosten empor und begehen Unanständigkeiten vor den Zuschauern. Das Publikum hat sie durch Lachen und Necken verborgen, zum Dank dafür stellen sie ihre Mißbildungen und ihre Laster zur Schau. Sie sind die beliebtesten Possenreißer für dieses Publikum, sie kitzeln dessen ungesunde Triebe, und dafür werden sie gefüttert.

Denselben Eindruck machen mir die kleinen Theater. Die Schauspieler sind verfeinerte und verzogene Affen, und der gemalte Käfig, in welchem sie allabendlich sich schminken und sich abplagen, ist für die körperliche und geistige Gesundheit schlimmer als das Gitterhaus, in welchem ihre Genossen, im Tiergarten ihre Sprünge machen. Wie ihre Genossen, sind sie zerlumpt an Leib und Seele. Wie ihre Genossen, unterhalten sie das Publikum durch ihre Gebrechen, der eine durch seine Nase, der andre durch seinen verstorben Gesichtsausdruck, der dritte durch seine mißtönende Stimme, noch einer durch seine unförmliche Dicke. Wie ihre Genossen, regen sie die niedrigen Triebe der Geilheit und Bosheit im Menschen auf. Wie ihre Genossen, erreichen sie eine Art tierischen Talents, zusammengesetzt aus Nachahmung und Frechheit, eine rohe und abgeschmackte Parodie, in welcher der Zuschauer nicht mehr wert ist als der Possenreißer.

Wer hat den Pharisäerhut, zu behaupten, daß diese Schilderung nur jenseits des Wasganes zutrefte?

Litteratur.

Antichristentum in alter und neuer Zeit. Versuch einer Darstellung als ein Hilfsmittel zur Orientirung für alle Stände der deutschen Christenheit. Von S. Pestalozzi. Leipzig, Kommissionsverlag von Fr. Wilt. Grunow, 1887.

Der Verfasser dieser Schrift befindet sich in prinzipiellem Gegensatz zu Herrn Hosprediger Stöcker, dessen christlich-sozialen Bestrebungen, der ihm nahestehenden

Presse, besonders dem Deutschen Reichsboten, und der hochkirchlichen Partei innerhalb der deutschen Landeskirche, welche in dem Antrage Hammerstein ihre Wünsche zum Ausdruck gebracht hat. Er muß in dieser Richtung eine Gefahr erblicken, welche so groß ist, als irgend eine, der die Kirche je gegenüber gestanden hat. Es ist die Gefahr, daß die Kirche sich auf dem Wege zum Antichristentum hin bewegt. Der Verfasser fühlt sich darum gedrungen, die oben bezeichneten Bestrebungen nicht bloß als irrig oder schädlich oder unchristlich, sondern als antichristlich zu bezeichnen. Er stützt sich hierbei auf 1. Johannes 4, 3: „Ein jeglicher Geist, der nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott, und das ist der Geist des Widerschrists, von welchem ihr gehört habt, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt,“ und auf 2. Thessalonicher 2, 3 f.: „Denn es reget sich bereits die Bosheit heimlich.“ Kurz gefaßt, besteht ihm das widerchristliche Wesen darin, daß mit dem Buchstaben des Wortes Gottes gegen dessen Sinn gekämpft wird, daß unter Berufung auf Gottes eignes Wort sein Name entheiligt wird. Dies geschieht auf vielerlei Weise; als besonders bemerkbare Strömungen sind die jüdische Gesetzesgerechtigkeit und die heidnische Zügellosigkeit zu bemerken.

Der Verfasser unternimmt nun einen Gang durch die Kirchengeschichte, um den antichristlichen Zügen derselben nachzuspüren. Er findet, daß auch in der altchristlichen Zeit der widerchristliche Sinn im Gewande der christlichen Orthodogie der furchtbarste Feind ist, der dem Christentume erwachsen kann, daß darin die Wurzeln, ja mehr schon als diese, die Triebe des Antichristentums liegen. Im Mittelalter war die Papstkirche eine widerchristliche Erscheinung, sie war vermöge ihrer äußern widerchristlichen Macht das größte Hindernis, die christliche Idee zur Geltung kommen zu lassen. Die Reformation war eine gewaltige, aber keine vollendete That; der Anfang hatte keine Fortsetzung, die ihm entsprochen hätte. Die Geschichte der protestantischen Orthodogie ist die Geschichte des Antichristentums. Auch ist die protestantische Kirche durch Anlehnung an den Staat und Begründung ihrer Lehre auf die Wissenschaft ihrer eigentlichen Aufgabe untreu geworden. In der Gegenwart sind die oben genannten Richtungen als besonders gefährlich und antichristlich zu bezeichnen. „Wohl wissen wir — sagt der Verfasser —, daß weder die theologischen Parteiblätter noch die stimmführenden Theologen von beiden Seiten die Kirche sind, aber sie bedeuten die Kirche und viel in der Kirche. Wie das qualmende Flämmchen einer schmierigen Dellampe schimmert uns das Lichtlein entgegen, das da häufig aufgesteckt wird, und mit Herzeleid das eine mal, mit Entrüstung, ja mit einer nahe an Ekel streifenden Empfindung das andre mal wendet man den Blick weg von einzelnen Blättern, mögen sie sich protestantisch oder evangelisch nennen, die eine Zeitung von der Kirche und für die Kirche sein wollen. Wenn wir auch diese Aeußerungen kirchlichen Lebens in Betracht ziehen, und als solche müssen wir sie ja doch gelten lassen, wenn wir ihnen nicht einmal alle Existenzberechtigung absprechen können, so tritt die Thatsache nur noch deutlicher vor unser geistiges Auge, daß eine Reinigung der evangelischen Kirche noth thut, und daß sie wohl nur auf dem Wege der Trennung, und zwar einer innern Trennung, zu erreichen sein wird. . . . Trostlos sind die Aussichten der Kirche, trostlos muß sich die Zukunft des evangelisch-deutschen Volkes gestalten, wenn die Kirche in äußerlichen weltlichen Stützen ihr Heil sucht, heißen sie Staat oder geistliches Kirchenregiment oder dasselbe von den Resultaten freier Forschung erwartet. Wie der einzelne, so muß auch die Kirche sich durch aufrichtige Demütigung und Buße emporschwingen.“

Der Verfasser hat Recht, wenn er das innere christliche Leben als die Seele der Kirche und die Bedeung desselben als das Heilmittel den vorhandenen Schäden gegenüber bezeichnet. Konsistorien, Kirchenverfassungen, Formulierungen von Lehren und Parteiprogrammen können uns nicht retten. Aber der Verfasser hat Unrecht, wenn er die objektive Form der Lehre, die geschichtlich gegebene äußere Gestalt der Kirche in der Weise verachtet, wie er es thut. Mag die Seele der Kirche Geist, Kraft, Leben sein, sie braucht, sofern sie eine Gemeinschaft irdischer Menschen darstellt, auch einen irdischen Leib, formulierte Lehre und Verfassung; die Welt um sie herum kann ihr nicht gleichgiltig sein, sie hat eine Stellung in der Geschichte. Wir wissen wohl, daß diese Gedanken in äußerster Konsequenz zu dem Kirchen- und Lehrbegriff des Katholizismus führt. Aber wer zwingt uns, diese Konsequenzen zu ziehen? Jeder richtige Gedanke wird durch einseitige Uebertreibung falsch. Ebenso unrichtig ist es, das äußere Gefäß zu zerbrechen und den reinen Geist in freier Hand tragen zu wollen. Der Grundsatz der Gewissensfreiheit und der Ungebundenheit des Einzelnen führt in äußerster Konsequenz zur Auflösung jeder kirchlichen Gemeinschaft. Aber auch hier ist es nicht die Aufgabe, die Dinge in die äußersten Konsequenzen zu drängen, sondern weise und vorsichtig die Mittellinie zu suchen und zu ziehen, gleichweit von der Erstörung des innern Lebens durch die verhärtete Form, wie von der Auflösung der gegebenen Lehre durch subjektive Willkür. Diese Frage ist der Gegenstand des Streites seit Jahrhunderten, ihre Lösung, soweit sie überhaupt möglich ist, beschäftigt die Gegenwart und wird die Zukunft beschäftigen. Der Verfasser geht zu achtlos an ihr vorüber. Er ist sicher ein frommer und wohlmeinender Mann, der den besten Willen hat, helfend einzugreifen, aber er verkennt den Bauplan, sein Weg ist höchst gefährlich, er führt zur Sekte. Schon redet er selbst von Trennung, zwar einer innerlichen und noch zu verschiebenden, aber er hat nur noch einen Schritt bis zur Grenze.

Ganz besonders bedauern wir die Wahl des Titels oder auch die Aufstellung des Grundgedankens, diejenigen Bestrebungen innerhalb der Kirche, welche der Meinung des Verfassers nicht entsprechen, als antichristliche zu bezeichnen. Wie es im persönlichen Verkehr der Menschen Worte giebt, die unmöglich und verboten sind, so sollte bei der Auseinandersetzung über christliche Fragen der Vorwurf des Antichristentums unmöglich und verboten sein. Schon darum, weil Christus sagt: Wer zu seinem Bruder sagt „du Narr“ — ein Wort, das ins Christliche übersetzt genau zusammentrifft mit der Bezeichnung: Antichrist. Wir bedauern, daß in unsrer Zeit, welche vor allem eine Zusammenfassung der Kräfte verlangt, durch harte Vorwürfe und schroffe Bezeichnungen eine Verständigung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Irrungen kommen daher, daß Menschen sich nicht verstehen. Es ist des Gemeinsamen genug da, dies aufzusuchen und daran anzuknüpfen, das ist die Aufgabe. Auch gewinnen Gründe nicht an Gewicht durch die Schärfe des Ausdruckes. Daß der Verfasser seinen Standpunkt hinreichend begründet hätte, haben wir nicht finden können. Natürlich fragt man sich bei so herbem Urteile über christliche Richtungen: Welches ist denn nun das wahre Christentum? Der Verfasser bleibt die Antwort schuldig. Er redet von Geist, Kraft, Leben, Wiedergeburt, lauter subjektiven Dingen, unter denen sich jeder etwas andres denken kann. Eine lebhaft persönliche Ueberzeugung ist eine gute Sache; sie genügt auch vollständig für den Privatgebrauch. Tritt man jedoch mit seiner Ueberzeugung in die Öffentlichkeit, so muß sie in einer Form vorgetragen werden, die geeignet ist, auch andre zu gewinnen.

Erlachhof. Roman in zwei Bänden von Ossip Schubin. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1887.

Das Talent der in Frauenkreisen sehr beliebten Schriftstellerin reicht, nicht bloß nach diesem ihrem jüngsten Werke zu schließen, für den Roman nicht aus. Ihre Handlungen sind kurzatmig, ihre Charaktere durchwegs nur Episodengestalten. Aus solchen einzelnen, zum Teil wohl anziehenden Szenen, Stimmungsbildern, Satiren, Novelletten setzt sich aber der „Erlachhof“ zusammen. Die Grundfarbe desselben ist eine idyllisch anmutige. Das behagliche Leben einer deutsch-österreichisch-slawischen Adelsfamilie auf einem Landgute Erlachhof an der Save in Kroatien steht im Mittelpunkt. Das Ehepaar Laszkewitsch ist ganz darnach angethan, zu interessiren. Er ist Rittmeister, Soldat durch und durch, und fühlt sich nirgends anders als im Dienstleben wohl; seine kluge Frau Kathrin hat das Herumzigeunern von Garnison zu Garnison satt; spröde, aber seelengute Naturen, finden sie sich langsam in einander. Auf ihrem Schlosse lernt Baron Koriz, ein echt österreichischer Kavaliere, die holde und urwüchsig naive Baronesse Stella Meineck kennen. Um sich vor Heirathsanträgen zu schützen, hat Koriz verbreiten lassen, daß er um sein ganzes Vermögen gekommen sei. Die Finte hat den Erfolg gehabt, daß er ungeschoren geblieben ist. Aber Stella hat es ihm doch angethan. Bis er sich aber dazu entschließt, um sie zu freien, muß sie noch allerlei Schicksalsprüfungen durchmachen, die eben den Roman füllen. Ihre Mutter, die Obristin Meineck, ist ein tragisch-komisches Original: eine gelehrte Frau, welche in ihrem tollen litterarischen Streben die ganze Familie zu Grunde gerichtet hat. In Paris, wohin sie übersiedelt, wird sie Journalistin. Da sie ohne Vermögen ist, will sie als Sängerin zur Bühne gehen, und sie nimmt in Paris Unterricht. Wie sich der österreichisch-aristokratische Kastengeist gegen diese Absicht verhält, welche Erfahrungen Stella bei schwindelhaften Pariser Gefangslehrern macht, welche Abenteuer sie in der österreichischen Kolonie erlebt — das wird in einer Reihe loser Szenen mit vertrauter Orts- und Sachkenntnis, aber schließlich ermüdend geschildert.

Wer die früheren Romane der Verfasserin kennt, wird hier nichts neues erfahren. Sie bewegt sich immer in dem engen System der konventionellen Sittlichkeit; nicht immer erhebt sie sich satirisch darüber, und dies ist ihre große Schwäche bei aller echt dichterischen Begabung für Stimmungspoesie. Ihre genaue Kenntniß des österreichischen Adels und Militärs hat ihr zunächst zum schnellen Erfolge ihrer Schriften verholfen; es war etwas Neues, dem größern Publikum bis dahin Unbekanntes, und sie kam in Mode. Nicht wenig hat die dreist-unbefangene Verwendung der in diesen Kreisen gebräuchlichen, eigentümlich witzigen, gezierten, burlesken, parfümirten Sprachweise zum Erfolge dieser Mode beigetragen. Eine Zeit lang konnte man glauben, sie stehe mit künstlerischem Bewußtsein über diesem geschmacklosen Gemenge aller möglichen Sprachen: der deutschen, französischen, englischen, italienischen. Sie betonte nachdrücklich, daß dies eben die Tonart jener Kreise sei, die sie schildere. Wenn man aber näher zusah, mußte man sagen, daß sie jene künstlerische Freiheit verloren hatte, und die höchst überflüssigen zahllosen Fremdwörter auch dort verwendete, wo sie selbst das Wort führte. Diese Geschmacklosigkeit muß sich die Verfasserin um jeden Preis abgewöhnen; sie ist mit einem vornehmen Scherz über die „Pedanterie moderner Puristen“ (II, 120) nicht abgethan.

III. 27.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.